

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Weihnachtsbub von Peters

[urn:nbn:de:bsz:31-339532](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339532)

Der Weihnachtsbub

von

Peters.

In alten Zeiten lebte in einer Stadt eine arme Frau mit ihrem Knäblein Heinrich. Sie lebten in der bittersten Noth, und niemand stand ihnen bei, denn die Leute waren der Mutter feind wegen eines Fehltritts, dessen sie sich schuldig gemacht hatte.

Als nun wieder einmal die böse Winterzeit herankam, da starb die Mutter vor Hunger und Kälte, und grade am Tage vor Weihnacht wurde sie begraben.

Da stand nun das arme Knäblein allein und von aller Welt verlassen in der elenden Hütte und hungerte und froh und weinte um seine arme Mutter.

Wie gegen Abend die Dämmerung herankam, konnte er es nicht mehr aushalten in der einsamen Hütte; zu andern

Leuten wagte er aber nicht zu gehen, denn er war schon oft mit bösen Worten heimgeschickt worden; so ging er denn hinaus aus der Stadt und in den Wald hinein, ohne es viel zu achten, wohin er ging. Regen und Schnee fielen dicht herab, so daß seine dünnen Lumpen bald völlig durchnäßt waren, und bald war es auch ganz finster im Walde und er wußte nicht mehr, wo er war. So schlich er in Nässe und Kälte im finsternen Wald umher und dachte nicht anders, als daß er noch in dieser Nacht seiner lieben Mutter nachfolgen und in Hunger und Kälte umkommen werde.

Da gewahrte er aber einen Lichtschein und ging darauf zu.

Als bald kam er an eine Hütte mitten im Walde, von deren Fenster der Lichtschein ausging. Nun hatte er wohl große Furcht vor den Menschen, weil ihm nur böses widerfahren war, so lange er denken konnte; aber in seiner großen Noth faßte er sich doch zuletzt ein Herz und klopfte an; da wurde sogleich geöffnet und er trat hinein.

Es war wohl auch eine ärmliche Behausung, aber doch kam es ihm vor, als sei er aus dem finsternen, kalten Walde in den Himmel gekommen. Im Kamin brannten große Scheite Holz, so daß es hell und warm war; auf einem Tischchen stand ein Weihnachtsbaum mit Nüssen und Äpfeln daran und davor zwei kleine Buben, ungefähr in seinem Alter, mit rothen Köpfen vor lauter Freude; in einer Ecke stand eine Wiege mit einem ganz kleinen Mädchen darin, und die Eltern schauten vergnügt darenin und fragten ihn freundlich nach seinem Begehren.

Er konnte aber keine zusammenhängenden Worte heraus-

bringen, so schwach war er vor Hunger und Kälte und so sehr zitterte er, und dabei lief das blanke Wasser aus seinen Kleidern auf die Dielen.

Da erbarmte sich die Frau, und obwohl sie an nichts Ueberfluß hatten, fand sie doch trockene Kleider genug und hieß ihn, sie anziehen und sich ans Feuer setzen und gab ihm zu essen und zu trinken; und als es Schlafenszeit war, machte sie ihm ein Lager dicht am Feuer. Der arme Heinrich schlief so glücklich ein wie noch nie in seinem Leben, nur quälte ihn im Schlafen und im Wachen hin und wieder der Gedanke, daß er bald wieder ohne Obdach und Nahrung in den kalten Winter werde hinaus müssen.

Erst am anderen Morgen, als er sein Frühstück verzehrt hatte, fragten sie ihn, woher und wohin und wie er von seinen Eltern fortgekommen wäre.

Da erzählte er, daß er von einem Vater nichts wisse, und wie er mit seiner Mutter immer in der größten Noth gelebt habe, und daß die jetzt gestorben sei, und wie böse die Leute in der Stadt immer gegen seine Mutter und gegen ihn gewesen wären, und daß er jetzt nicht wisse wohin und wohl im Elend werde sterben müssen.

Dazu weinte er bitterlich, und die beiden kleinen Buben — Leopold und Rudolph hießen sie — hatten großes Mitleid mit ihm und baten ihn immer, daß er doch nur munter sein und bei ihnen bleiben und mit ihnen spielen möchte. Und die Eltern beredeten sich mit einander, und dann trat die Mutter an ihn heran und sprach:

„Wir sind wohl nur arme Köhlerleute und haben an nichts Ueberfluß, aber wo drei Kinder satt werden, findet auch wohl noch ein viertes seine Nahrung; wenn es dir recht ist und du nichts besseres weißt, so magst du bei uns bleiben und hier im Walde mit unseren Kindern aufwachsen.“

Da ward der Heinrich sehr glücklich, und die beiden kleinen Buben jubelten vor Freude, daß er bei ihnen bleiben sollte, und führten ihn gleich hinaus zum spielen in Stall und Scheuer und gaben ihm den Namen „Weihnachtsbub“, weil er grade zur Weihnacht ins Haus gekommen war.

Er wuchs nun im Walde heran und wurde ein sehr munterer und sehr kluger Knabe, denn er hatte schon von seiner Mutter, die auch eine kluge Frau gewesen war, vieles gelernt und benutzte jede Gelegenheit, wo er nur etwas erfahren konnte, besonders auch wenn er einmal in die Stadt kam; und das behielt er dann lange im Kopf und machte sich seine eigenen Gedanken darüber. Er vergaß aber auch nicht, daß seine Pflegeeltern ihn rein aus gutem Herzen aufgenommen hatten, und bewahrte ihnen die größte Anhänglichkeit und Dankbarkeit, weil sie ihn ganz so hielten, als wäre er ihr eigenes Kind.

Körperlich blieb er nur schwach, wohl weil er in der frühesten Kindheit zu viel Noth gelitten hatte. Deshalb behielt ihn die Mutter viel im Hause, wenn der Vater und die Brüder draußen im Walde waren; und damit er sich nützlich machen konnte, lernte er kochen, stricken und nähen.

Auch das kleine Mädchen mußte er oftmal bewachen und pflegen und gewann es sehr lieb.

Als die beiden Brüder das nöthige Alter hatten, gingen sie in die Nachbarschaft, um ein Handwerk zu lernen; der älteste, Leopold, wurde Schloffer und der Rudolph Schmied, doch blieben sie bei den Eltern wohnen. Der Weihnachtsbub wäre wohl für immer zu Hause geblieben, wenn es nach dem Willen seiner Pflegeeltern gegangen wäre, denn die hielten ihn für zu schwach, als daß er ein Handwerk hätte betreiben können.

Der Weihnachtsbub war aber viel zu klug und zu eifrig, als daß er am Müßiggang Gefallen gefunden hätte. Auch hatte er Tag und Nacht den Kopf voll Grübeleien, wie er wohl zu Ansehen und Vermögen gelangen könnte; weniger um seiner selbst willen, als weil er aus Dankbarkeit den Pflegeeltern und besonders auch dem kleinen Mädchen gute Tage verschaffen wollte, und so sprach er denn eines Tages zum Vater:

„Es kann nicht immer so fortgehen, daß ich Euch hier zur Last liege, ohne etwas ordentliches zu schaffen; ich will in eine Stadt gehen und das Schneiderhandwerk erlernen, dazu bin ich stark genug.“

„Ach nein,“ erwiderte der Vater, „das geht nicht, da würdest du wohl bald eine franke Brust bekommen und frühzeitig sterben.“

„Oh, glaube nur das nicht,“ entgegnete der Weihnachtsbub; „wenn ich auch schwach an Gliedern bin, so bin ich doch von Herzen ganz gesund, und übrigens will ich lieber frühzeitig sterben, als all mein Lebtag müßig gehen.“

Die Eltern wollten ihn nun wohl nicht fortlassen, denn sie hatten ihn fast lieber als ihre eigenen Kinder, er ließ aber nicht nach, und so bekam er schließlich doch seinen Willen und ging zu einem großen Schneidermeister in die Lehre.

Dem gefiel er von Anfang an sehr gut, weil er so klug und anstellig war und sich sogleich nützlich machen konnte, da er zu Hause schon gut nähen gelernt hatte. Mit der Zeit aber wurde er ein sehr berühmter Schneider, und der Meister behielt ihn als seinen Gefellen bei sich und bezahlte ihn hoch, denn all die vornehmsten Leute aus der Stadt wollten von ihm ihre Kleider gemacht haben.

Dort hätte er nun wohl bleiben und mit der Zeit zu Wohlstand gelangen können, wenn er nur an sich gedacht hätte; aber er dachte zu viel an seine Pflegeeltern und besonders an das hübsche kleine Mädchen, und so wanderte er denn eines Tages heim zu dem Häuschen im Walde.

Er war ein hübscher Bursch geworden und sah aus wie ein feiner Stadtherr, nur schwächlich war er geblieben. Und als er ankam, war das kleine Mädchen fast herangewachsen und hübscher wie je, so daß er sie noch mehr lieb bekam und sehnlichst wünschte, daß sie dereinst seine Frau werden möchte; vorher aber wollte er Geld und Gut erwerben, daß er sie auch gut halten könnte, sie und ihre Eltern.

Die Brüder waren zu Hause und halfen den Eltern in Feld und Wald, sonst aber schafften und verdienten sie wenig, denn die ganze Umgegend war arm.

Das wollte dem Heinrich gar nicht gefallen, und eines Tages, als sie alle drei beisammen waren, sprach er :

„Es kann hier nicht so fortgehen, wir können hier nicht immer beisammen bleiben und unsere Jugendjahre verlieren und zuerst unseren Eltern zur Last fallen wie hernach sie uns. Wir müssen fort wandern in Gegenden, wo wir mehr verdienen können, und müssen tüchtig etwas erwerben, daß wir besser zu leben haben und vor allem, daß wir es unseren Eltern besser geben können, wenn sie in das Alter kommen. Und da wir als Brüder aufgezogen sind, so können wir auch bei einander bleiben, damit wir uns beistehen in Noth und Gefahr.“

„Ja,“ sagte Rudolph, der Schmied, der ein sehr großer starker Bursch war, „wenn einer kommt und mich schlagen will, dann sollst du mir beistehen,“ und dazu lachte er recht herzlich. Und der Schlosser sprach : „Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

Die Eltern wollten auch vom Wandern nichts wissen und meinten, sie wollten nur alle beisammen bleiben, sie könnten ja ganz gut so leben.

„Ja,“ sagte der Heinrich, „jetzt möchte es noch zur Noth angehen, aber wenn nun einer von uns heirathen will.“

Da lachte der Rudolph wieder und sprach :

„Der Weihnachtsbub hat doch die meiste Courage von uns, er ist noch keine zwanzig Jahr alt und denkt schon ans Heirathen.“

„Ja,“ entgegnete der, „daran denke ich ganz ernstlich, und wenn Ihr nicht mitgehen wollt, so gehe ich allein.“

Das that er aber doch nicht, vielmehr ließ er ihnen allen keine Ruhe, den Brüdern und den Eltern nicht, und wußte ihnen alles so vorzustellen und auszumalen, daß sie zuletzt doch nachgaben und die Wanderung angetreten wurde.

Die Brüder wollten nicht weit wandern, denn sie hatten Scheu vor der Fremde, aber er ließ ihnen keine Ruhe, bis sie weiter zogen und zuletzt an eine sehr große Stadt kamen.

Dort verdienten sie dann sehr viel Geld und besonders verdiente der Heinrich so viel, daß die andern sich nicht genug wundern konnten und oft zu ihm sagten: „Weihnachtsbub, du kannst hegen.“ Nach einer Weile hatte er aber wieder keine Ruhe mehr und sagte: „sie müßten fort in eine andere Stadt, wo sie noch mehr verdienten.“ Die andern hatten durchaus keine Lust, aber er redete so lange auf sie ein, bis sie wieder mitzogen.

Nun wanderten sie wieder eine sehr lange Zeit und verzehrten fast alles, was sie erspart hatten. Und zuletzt kamen sie an einen ungeheuren Wald; durch den wanderten sie mehrere Tage, ohne daß sie einen Menschen oder eine menschliche Wohnung gewahrten; und als sie ans Ende kamen, sahen sie vor sich ein großes, schönes Schloß, das mitten in Feldern und Gärten ganz einsam dalag.

Als sie näher kamen und es genau betrachteten, sahen sie über der Thür die Worte angeschrieben:

„Wer in dieses Schloß einziehet und darin wohnen bleibt, dem fällt es zu Eigenthum an mit allen Besitzungen und Rechten, die dazu gehören.“

„So,“ sagte der Heinrich, „jetzt haben wir, was wir

wollen; zu dem Schloß kann ein ganzes Königreich gehören, wir gehen jetzt hinein und wohnen darin, so sind wir mit einem Schlage vornehme Herrn und reiche Leute.“

„Bist du denn gescheit, Weihnachtsbub,“ entgegnete der Rudolph, „das ist doch ganz gewiß ein verwünschtes Zauber= schloß, da bringen mich keine zehn Pferde hinein.“

„Nein, Weihnachtsbub,“ meinte der Leopold, „was dich nicht angeht, da laß deinen Fürwitz.“

„Mich geht es aber sehr viel an,“ erwiderte der. „Ich habe euch doch gesagt, daß ich reich werden will, damit ich mich den guten Eltern dankbar bezeigen und ein Mädchen heirathen und glücklich machen kann, das mir gefällt — später sage ich euch auch, welche es ist.“

„Sei doch verständig, Weihnachtsbub,“ entgegnete Rudolph, „das ist ein altes Schloß, und wenn es so leicht wäre, darin zu wohnen, so säße schon längst Einer darin. Wenn wir darin umkommen oder verzaubert werden, so machen wir uns nur unglücklich und die Eltern dazu, wenn wir nicht mehr heim= kehren und sie im Alter ohne Hülfe allein lassen.“

„Ich fürchte mich vor keinem Zauber,“ sagte der Weich= nachtsbub, „Spuck und Hexenwerk muß man ohne Furcht grade auf den Leib gehen, so kann es einem nichts anhaben. Wer nicht wagt, gewinnt nicht; wenn ihr euch zu sehr fürchtet, so gehe ich allein.“

Sie redeten nun noch viel auf ihn ein und wollten ihn zurückhalten, er erwiderte aber immer: „Laßt mich nur, wenn ihr euch zu sehr fürchtet, so gehe ich allein.“

Ihn allein gehen zu lassen, schämten sie sich aber doch wieder, und so folgten sie ihm denn, wie er die große Thür aufmachte, über der die Worte standen.

Durch die Thür kamen sie in eine sehr schöne, große Halle mit den prachtvollsten Waffen und anderem kostbaren Geräth, und alles funkelte, wie wenn es eben gepußt worden wäre; gegenüber an der Wand aber lag ein Leichnam und starrte mit den großen blinden Augen zu ihnen hinüber.

Da bekamen die Brüder große Angst und flüsterten: „Weihnachtsbub, jetzt ist es doch gewiß, daß wir in einem verwünschten Schloß sind, laß uns rasch umkehren, ehe es zu spät ist.“

Der Weihnachtsbub antwortete aber ganz laut: „Was geht mich der Leichnam da an; ich fürchte mich vor den Lebendigen, aber nicht vor den Todten, der Leichnam thut mir ganz gewiß nichts zu leide“; und damit ging er rasch auf eine Thür zur rechten Hand zu, daß seine Schritte durch die Halle dröhnten.

Leopold und Rudolph wären wohl gerne umgekehrt, aber doch schämten sie sich wieder und folgten ihm nach, wenn auch mit Zittern und Zagen.

Jetzt kamen sie in einen großen wunderschönen Saal mit dem prachtvollsten Geräth, und auf dem Fußboden lagen die kostbarsten Teppiche; aber wieder lag dort ein Leichnam.

So ging es fort durch viele Zimmer hindurch. Ueberall war die größte Pracht und alles war sauber und bligte, wie wenn es eben auf das sorgfältigste gepußt worden wäre, aber überall lagen auch Leichname umher.

Als sie alle Zimmer beesehen hatten, sagte der Weihnachtsbub: „So, jetzt wollen wir einmal sehen, ob es in diesem prächtigen Schloß auch etwas zu essen und zu trinken gibt, denn ich bin hungrig geworden.“

Die Brüder baten ihn wieder, daß er doch jetzt umkehren möchte, wo es noch Zeit sei, aber es half wieder nichts.

Sie mußten ihm jetzt folgen, wie er das ganze Schloß, Boden, Kammern, Küche und Keller durchstöberte, und da fanden sie die reichlichsten und besten Vorräthe: Schinken und Würste, wie eben frisch aus dem Rauch gekommen, Mehl, Butter, Käse, Eier, frisches Fleisch, kurz alles, was man sich nur wünschen konnte, und ebenso in den Kellern die besten Getränke.

„Jetzt wollen wir schmausen und fröhlich sein,“ sagte der Weihnachtsbub, als sie alles durchgesehen hatten, und fing an zu essen und zu trinken, daß es eine Lust war ihm zuzusehn. Den Brüdern hatte die Angst die Eßlust benommen, als sie ihn aber so ruhig bei der Arbeit sahen, als wären sie daheim in dem Häuschen im Walde und nicht in einem verwünschten Schloß voll Leichen, bekamen sie auch Appetit und fingen an zu essen und zu trinken. Als sie sich reichlich gesättigt hatten, sprach der Weihnachtsbub:

„In diesem Schlosse ist es prächtig wohnen, aber vorerst wird es wohl noch manches zu thun geben. Vor allen Dingen müssen wir die Leichen fortschaffen; sie sind zwar vertrocknet und haben keinen Verwesungsgeruch, aber es ist doch eine unangenehme Gesellschaft.“

Die Brüder ließen jetzt von allem Widerspruch ab und folgten ihm, wie er hinten zum Schloß hinaus in einen Hof trat. Dort standen Ställe und Scheunen, wie sie schon von den Fenstern aus gesehen hatten; und als sie hinein traten, fanden sie Pferde und Kühe, Schafe, Schweine, Hühner und Gänse, und Futter und Frucht für Vieh und Menschen in reichlichster Fülle, dazu alle Geräthschaften für Feld- und Gartenbau.

„Das trifft sich gut,“ sagte der Weihnachtsbub, „jetzt wollen wir uns sogleich an die Arbeit machen und eine große Grube graben für die vielen Leichen.“

Sie fingen nun fleißig an zu graben, aber bis sie die große Grube fertig gemacht und alle Leichen zum Schloß hinaus geschafft hatten, vergingen mehrere Wochen. Während der ganzen Zeit blieben immer alle drei dicht bei einander, denn die Brüder litten es nicht anders, weil sie sich immer noch fürchteten, und auch des Nachts schliefen sie hart bei einander.

Als nun aber die Leichen schon einige Zeit unter der Erde waren und noch immer alles ruhig blieb, verloren sie allmählig ihre Furcht, und da wurde es ihnen auch lästig, immerfort so nahe beisammen zu sein, und so sprach eines Tages der Rudolph:

„Wir könnten es viel bequemer haben, wenn wir nicht immer den ganzen Tag beisammen wären; Gefahr scheint ja keine vorhanden zu sein. Besonders ist es lästig, daß wir immer erst anfangen müssen zu kochen, wenn wir des Mittags heimkommen; es wäre viel angenehmer, wenn wir unser Essen gekocht vorfänden. Deßhalb schlage ich vor, daß abwechselnd

die eine Woche der Eine, die andere Woche der Andere des Vormittags das Essen kocht und dann, wenn er fertig ist, mit der großen Glocke läutet, daß die beiden anderen heimkommen.“

Es war nämlich auf einem der Thürme eine große Glocke, von der der Strang gerade in die Küche hing.

Sie waren mit Rudolphs Vorschlag einverstanden, und es wurde ausgemacht, daß die erste Woche Leopold, dann Rudolph, dann der Weihnachtsbub kochen sollte.

Als am anderen Mittag Leopold sein Essen fertig hatte und eben zum Glockenstrang gehen wollte, um zu läuten, humpelte auf einmal hinter seinem Rücken ein altes Weib vorüber, ohne daß er von ihrem Eintritt das geringste gemerkt hatte. Sie humpelte auf den Kamin zu und rieb sich die Hände, und sagte bei jedem Schritt: „Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!“

Leopold war es schon sehr unheimlich geworden, wie sie so plötzlich hinter seinem Rücken erschienen war; als sie jetzt aber am Kamin angekommen war und sich umdrehte, so daß er ihr gerade in's Gesicht sehen konnte, wurde er ganz starr vor Schreck, so schenßlich sah sie aus. Sie hatte ein langes, spitzes Kinn und eine lange, spitze Nase und Zähne wie Schweinschauer und aus Mund und Nase troff Geifer heraus. Dazu hatte sie grüne Triefaugen mit rothen Rändern, aber sie funkelten ärger, wie bei einer bösen Katze. Das Haar hing ihr in Strähnen um den Kopf, und ihre Hände waren anzusehen wie Vogelkrallen.

Als er sich von seinem Schreck etwas erholt hatte, fragte er sie:

„Wo kommst du denn her und was willst du von mir?“

„Oh,“ antwortete sie, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem großen Walde. Hu! wie mich friert! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer wärmen und gib mir ein wenig von deinem Brei dort.“

Ihre Stimme klang sehr unheimlich beim Sprechen, und der Leopold folgte ihr mehr aus Furcht wie aus Mitleid, füllte einen Teller mit Brei, legte einen Löffel dazu und reichete ihn ihr.

Sobald sie den Teller in der Hand hatte, ließ sie den Löffel herunterfallen und sagte:

„Reiche mir doch den Löffel herauf, ich zittere so sehr. Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!“

Wie sich nun der Leopold bückte, saß sie ihm mit einmal im Nacken und lachte gräßlich und quälte ihn furchtbar, daß ihm die Rippen krachten und er ganz taumelig wurde. Doch behielt er noch soviel Besinnung, daß er auf allen Vieren zum Glockenstrange kroch und anzog, um seine Brüder herbeizurufen. Und sobald die Glocke anschlug, war das alte Weib spurlos verschwunden, und nicht das geringste war im Zimmer verrückt, auch kein Fleckchen war von ihrem Geifer und ihren schmutzigen Schuhen zu sehen, alles war genau, wie wenn niemand dagewesen wäre.

Wie die Brüder heimkamen, fanden sie den Leopold noch

ganz bleich und zitternd im Zimmer stehen von dem Schreck und von den ausgestandenen Schmerzen. Sie fragten ihn nach sogleich, was ihm denn zugestoßen sei; er aber hatte nur die Vorstellung, daß er von einem alten Weib geschlagen worden sei, und schämte sich, das einzugestehen. Deßhalb sprach er:

„Ach, mir ist recht übel geworden, ich glaube, ich kann die Küchenluft noch nicht vertragen, morgen wird es schon besser gehen.“

Am anderen Mittag gab er auf das genaueste Acht, damit er sähe, woher die alte Heze käme, falls sie wieder erschiene; auf einmal aber humpelte sie wieder hinter ihm auf den Kamin zu, mit ihrem „Schuck schuck, was kalt!“, ohne daß er das geringste gemerkt hatte.

Dann sagte sie auch wieder, daß er ihr zu essen geben sollte. Das hätte er wohl lieber nicht gethan, aber sie bannte ihn so mit ihrem Blick, daß er gehorchen mußte. Und sobald sie den Teller in der Hand hatte, ließ sie wieder den Löffel herunter fallen und sagte:

„Reiche mir doch den Löffel herauf, ich zittere so sehr. Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!“

Auch darin mußte er ihr gehorchen, und sobald er sich gebückt hatte, geschah ihm grade so wie das erste Mal.

Als die Brüder hereinkamen, sah er noch bleicher und hinfälliger aus wie am Tage zuvor, und sprach zu ihnen:

„Das kann ich jetzt nicht aushalten, wenn ich noch weitere fünf Tage kochen sollte, so würde ich wohl das Leben

lassen müssen. Der Rudolph muß mich jetzt ablösen, ich kann es ja vielleicht später einmal wieder gut machen."

"Darauf gehe ich gern ein," entgegnete der Rudolph, "es ist mir ganz recht, wenn ich mich ein wenig von der schweren Feldarbeit ausruhen kann."

Der Leopold aber dachte: Der Rudolph ist ein sehr starker Mann, vielleicht wird er mit dem alten Scheusal fertig.

Dem erging es jedoch am nächsten Mittag ganz ebenso wie es seinem Bruder ergangen war. Auch er mußte sich nach dem Böffel bücken und wurde jämmerlich zugerichtet, so daß er auf allen Vieren zum Glockenstrange kriechen mußte.

Als Leopold die Glocke hörte, die so schwach klang, wie wenn ein Kind am Seile zöge, dachte er sich schon sein Theil und rannte mit dem Weihnachtsbub eiligst nach Hause, und da fanden sie denn den Rudolph auch in demselben Zustande, in dem Leopold an den beiden vorigen Tagen gewesen war. Aber auch er schämte sich und sagte, daß er auch die Küchenluft nicht vertragen könne, und am zweiten Tage sprach er zum Weihnachtsbub:

"Weihnachtsbub, du bist von Haus aus mehr an die Stuben- und Küchenluft gewöhnt wie wir beide, der Leopold und ich, du mußt es jetzt einmal versuchen."

"Ach," erwiderte der Weihnachtsbub, "macht mir doch nichts weis mit Eurer 'Küchenluft'. Ihr habt wieder Angst bekommen, und irgend ein Leichnam oder eine Hexe oder sonst ein Teufelspuk macht Euch zu grauen. Aber laßt mich nur

machen, ich fürchte mich vor solchen Dingen nicht und bleibe ganz gern allein zu Hause.“ Da sahen sich die Brüder einander an, sagten aber nichts.

Als sie jedoch am anderen Morgen zusammen an die Arbeit gingen, sprach der Rudolph: „Ist dir nicht etwas unheimliches begegnet über dem Kochen?“ „Ja,“ sagte der Leopold, und nun erzählten sie einander, was ihnen begegnet war. Dann bekamen sie Gewissensbisse, daß sie den armen, schwachen Weihnachtsbub allein zu Hause gelassen hatten, und meinten, der könne am Ende gar an den Mißhandlungen sterben, und nahmen sich vor, frühzeitig heimzukehren, damit ihm nichts widerfahre.

Der Weihnachtsbub kochte aber das Essen früher als die anderen, und wie er grade fertig war, war auch das alte Weib hinter ihm und ging mit ihrem „Schuck schuck, was kalt“ auf den Kamin zu.

Der Weihnachtsbub aber betrachtete sie ohne Furcht und fuhr sie an: „Wo kommst du denn her, verdammte alte Hege? Man klopft doch an, wenn man zu den Leuten ins Haus geht.“

„Oh,“ antwortete sie, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem großen Walde. Hu! wie mich friert! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer wärmen und gib mir ein wenig von deinem Brei dort.“

Da sprach der Weihnachtsbub: „Du bist wohl das widerlichste alte Scheusal, das mir jemals vorgekommen ist, aber

hungrig will ich dich dennoch nicht fortschicken“; und damit reichte er ihr einen Teller mit Essen.

Sobald sie den Teller in der Hand hatte, ließ sie wieder den Löffel herunter fallen und sagte:

„Reiche mir doch den Löffel herauf, ich zittere so sehr, Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!“

Da rief er: „Altes Scheusal, meinst du, ich hätte nicht gemerkt, wie du den Löffel mit Vorsatz herabgeschüttelt hast? Gleich nimmst du den Löffel auf, oder ich schlage dir die Knochen zu Brei.“ Und damit griff er nach dem Schür-eisen.

Als er aber auf sie zutreten wollte, war sie verschwunden, und da ging er an den Glockenstrang und fing an zu läuten.

Die Brüder waren inzwischen schon auf das Schloß zugegangen, und wie sie grade eintreten wollten, hörten sie die Glocke gar lustig erklingen.

Da sprach der Rudolph: „Das klingt anders wie unser Geläut, ich glaube gar, der Weihnachtsbub ist mit der alten Heze fertig geworden.“

Als sie in die Küche traten, lachte der Weihnachtsbub ihnen hell entgegen und rief:

„Gelt, ich kann die Küchenluft gut vertragen?“

Da schämten sich die beiden andern so sehr, daß er es ihnen ansehen konnte; er sprach aber:

„Ihr braucht Euch nicht zu schämen, denn es ist nicht jedermanns Sache, mit Spuk und Teufelswerk fertig zu werden. Ich denke, das alte Scheusal wird wohl nicht wieder kommen,

zur Sicherheit will ich aber doch noch für einige Zeit das Kochen übernehmen.“

Am andern Mittag erschien jedoch richtig wieder das alte Weib hinter ihm in der Küche und ging auf den Kamin zu; er aber fuhr sie an:

„Verwünschte Satansbrut, wo kommst du schon wieder her; habe ich dir nicht gesagt, daß du anklopfen sollst, wenn du eintreten willst?“

„Oh,“ antwortete sie wieder, „ich bin eine arme Bettel-
frau und wohne dort hinten in dem großen Walde. Hu! wie mich friert! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer wärmen und gib mir ein wenig von deinem Brei dort.“

„Nichts sollst du bekommen,“ entgegnete der Weihnachts-
bub, „du bist kein Bettelweib, sondern eine verwünschte Hege, und du hast auch keinen Hunger, gestern hast du ja dein Essen auch nicht verzehrt; heute sollst du mir aber nicht wieder so entweichen.“

Wie er so sprach, sprang er auf sie zu und packte sie mit der linken Hand an die Gurgel und mit der rechten zog er ein großes Messer hervor, das er zu sich gesteckt hatte. Dann sagte er:

„Du zeigst mir jetzt, wo du hergekommen bist und wo du hingehst, oder ich stoße dir dieses Messer in die Rippen.“

Da antwortete sie: „Wenn ich dir zeigen soll, wo ich herkomme und wo ich hingeh, so sage es noch einmal; du darfst aber keine Furcht haben.“

Er sprach: „Ich habe keine Furcht, weder vor dir noch vor sonst etwas; zeige mir jetzt, wo du herkommst und wo du hingehst.“

Als er das gesagt hatte, standen sie auf einmal in einem tiefen Keller vor einer hohen Wand, und das alte Weib sagte einen Zauberpruch; da that die Wand sich auf und sie traten hindurch.

Dann gingen sie durch viele verschlungene Gänge und durch Ecken und Winkel Trepp auf Trepp ab, so daß der Weihnachtsbub nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, nur war es ihm, als ob sie immer tiefer in die Erde hinein kämen. Endlich stand das alte Weib vor einer großen Flügeltür still und klopfte daran. Da that die sich auf, und sie traten in einen prachtvollen hohen Saal; die Pfeiler waren von Gold, und von der gewölbten Decke herab strahlte Stern an Stern aus lauter Edelsteinen; überall standen die schönsten Sessel und Tische und das wundervollste Geräth aus purem Gold und Silber und mit Edelsteinen besetzt; mitten im Saal aber stand eine große gedeckte Tafel.

Nun kamen aus verschiedenen Thüren kleine, graue Männlein hervor, und alle verneigten sich höflich vor dem Weihnachtsbub und grüßten ihn sehr freundlich und hießen ihn herzlich willkommen. Einer aber trat zu ihm heran und sprach: „Ich will dein Führer sein hier unten, Weihnachtsbub, jetzt komm aber zuerst und setz dich mit uns zu Tisch, denn es ist Essenszeit.“

Jetzt setzten sie sich alle und der Weihnachtsbub mit ihnen und tafelten von goldenem Geschirr, und die feinen Platten

und die kostbaren Weine wollten schier kein Ende nehmen; und alle waren sehr lustig und sangen und erzählten Schnerren, daß die Zeit herum ging, man wußte nicht wie.

Nach dem Essen führten sie ihn durch wundervolle Gärten und Wälder und dann trieben sie kurzweilige Spiele, bis der späte Abend herankam, und dann wurde nochmals lustig getafelt. So ging die Zeit dahin mit Schmausen und Spielen, Jagen und Fischen, bis eines Tages dem Weihnachtsbub seine Brüder einfielen, und da sagte er zu dem Führer: „Ich muß jetzt wieder hinauf, denn meine Brüder warten auf mich, daß ich zum Essen läute.“

„Dann hätten sie lange warten müssen,“ antwortete das Männlein und lachte dazu, „wie lange glaubst du wohl, daß du hier unten bei uns bist?“

„Nun, es mag wohl eine halbe Stunde sein,“ meinte der Weihnachtsbub.

„Eine halbe Stunde!“ wiederholte das Männchen, und lachte dazu, daß er sich den Bauch halten mußte, „heute gerade in dieser Stunde vor zwölf Jahren bist du mit einem alten Weibe bei uns angekommen.“

Da bekam der Weihnachtsbub einen furchtbaren Schreck und rief:

„O weh! o weh! was mag nun aus meinen armen Pflegeeltern geworden sein und vor allem aus der Meta, meiner lieben Pflegechwester, die ich so gern heirathen wollte. O weh! o weh! vielleicht sind sie alle schon gestorben oder die Meta ist gar verheirathet.“

„Beruhige dich nur,“ sagte das graue Männlein, „sie sind alle wohllauf, die Eltern und die Brüder; und die Meta ist eine sehr schöne Jungfrau geworden, hat aber noch auf keinen Mann ein Auge geworfen.“

Da ward der Weihnachtsbub wieder froh und sprach: „Du mußt mich jetzt sogleich hinauf führen, daß ich die Brüder wiedersehe und die Pfllegeeltern glücklich machen und vor allem die Meta heirathen kann.“

„Möchtest du denn nicht bei uns bleiben,“ sprach das Männlein, „du hast es doch hier so gut, wie du es oben in der Welt nicht haben kannst.“

„Nein, nein,“ erwiderte der Weihnachtsbub, „ich muß zur Meta und den Pfllegeeltern, führe mich nur sogleich hinauf.“

„Ja, das geht nicht so,“ sagte das Männlein, „ich kann dich nicht von hier fortführen, die dich hergebracht hat, muß dich auch wieder hinaufbringen.“

„Das alte Weib,“ fragte der Weihnachtsbub, „wo ist sie denn?“

„Sie sitzt oben in einer Dachkammer und spinnt,“ antwortete das Männlein.

„So führe mich doch gleich zu ihr,“ bat der Weihnachtsbub.

Da führte ihn das Männlein viele hohe Treppen hinauf, bis sie an die Dachkammer kamen, in der das alte Weib saß.

Die sah noch ebenso scheußlich aus wie vor zwölf Jahren, nur noch widerlicher, denn der Geifer klebte ihr an allen Kleidern, daß sie ganz steif waren.

Der Weihnachtsbub bat sie nun, daß sie ihn wieder hinaufzuführen möchte; sie sprach aber:

„Du hast mich gezwungen, dich hierher zu führen, aber mich zwingen, dich wieder hinaufzuführen, das kannst du nicht.“

Der Weihnachtsbub mochte nun bitten und Vorstellungen machen, so viel er wollte, immer bekam er dieselbe Antwort, eine ganze Stunde lang: „Du hast mich gezwungen, dich hierher zu führen, aber mich zwingen, dich wieder hinaufzuführen, das kannst du nicht.“

Da ward er sehr traurig und weinte Tag und Nacht und sprach von nichts anderem, wie von der Meta und den Pflegeeltern, bis sich zuletzt das graue Männlein erbarmte und zu ihm sprach:

„Weihnachtsbub, da du nun doch einmal nicht bei uns bleiben magst, so will ich dir behülflich sein, daß du wieder hinaufkommst; zuerst aber will ich dir erzählen, wie alles zusammenhängt.“

„Vor hundert Jahren war das alte Weib, das dich hierher gebracht hat, eine wunderschöne, junge Prinzessin, und sie hatte einem schönen, jungen Prinzen versprochen, daß sie ihn heirathen wollte; nun kam aber ein reicherer und mächtigerer Prinz und hielt um sie an, und da brach sie ihr Versprechen und verlobte sich mit dem. Darüber wurde der junge Prinz sehr zornig und ging zu einem mächtigen Zauberer und bat ihn um seine Hülfe. Und der Zauberer verwünschte die Prinzessin und das Schloß und alles was dazu gehörte; und die Prinzessin ward eine scheußliche, alte Hexe, wie du sie gesehen

haft; und an das Schloß wurde angeschrieen, daß es dem gehören sollte, der es bewohne, denn Keiner konnte es darin aushalten und die Meisten kamen um, die es betraten. Das kam aber so: Die Prinzessin war nicht bloß äußerlich zu einer Heze verwandelt, sondern auch innerlich, von Herzen, so daß sie Macht hatte wie eine Heze und nur Lust an Unheil. Die fiel nun über Jeden her, der das Schloß betrat, und saugte ihm das Leben aus; daher die vielen Leichen, die im Schlosse lagen, als ihr ankamt. Deine Brüder können von Glück sagen, daß der Glockenstrang in die Küche hing, denn vor dem Glockenschall mußte sie weichen, sonst hätte sie ihnen auch das Leben ausgezogen. Ueber dich aber hatte sie keine Gewalt, weil du keine Furcht hast. Wir grauen Männlein haben nun die ganzen hundert Jahre hindurch das Schloß unterhalten und das Vieh gefüttert und aufgezogen und alles so erhalten, wie ihr es vorgesunden habt. Wir alle sind auch verzauberte Prinzen; wir können aber nicht mehr erlöst werden, weil unsere Zeit vorübergegangen ist, ohne daß ein Erlöser gekommen wäre. Wir müssen in alle Ewigkeit hier unten bleiben und haben es wohl ganz gut, aber nicht so gut wie in der Seligkeit im Himmel. Die Prinzessin aber kann noch erlöst werden; du brauchst ihr nur einen Kuß auf den Mund zu geben, so wird sie wieder wie sie früher war, muß dann aber deine Frau werden und dich wieder auf die Erde zurückführen.“

„Brrrr!“ machte der Weihnachtsbub, „wie kann man die küssen.“ Dann befann er sich aber wieder und sagte: „Küssen wollte ich sie wohl, wenn ich sie nur hernach nicht heirathen

müßte, dann kann ja die Meta nicht mehr meine Frau werden.“

Da redete ihm das Männlein aber eifrig zu und sprach:

„Wenn du hier unten bleibst, so kannst du deinen Pflegeeltern und der Meta ganz gewiß nichts nützen, wenn du aber auf die Erde zurückkehrst und die Prinzessin heirathest, so kannst du ihnen viel Gutes erweisen, und, wer weiß, vielleicht findet sich auch noch ein Mittel, daß du die Meta heirathen kannst.“

Da ließ er sich bereden, und das Männlein führte ihn wieder hinauf in die Dachkammer. Als er aber das schreckliche alte Weib sah, und dachte, daß er sie küssen sollte, da wollten sich ihm schier die Eingeweide umkehren, doch machte er die Augen zu und drückte ihr rasch einen Kuß auf die Lippen.

Als er die Augen wieder aufmachte, stand eine wunderschöne, junge Prinzessin vor ihm in den prachtvollsten Kleidern und mit dem glänzendsten Schmuck; und sie fiel ihm um den Hals und weinte vor Freude.

Da ward dem Weihnachtsbub recht wunderlich zu Muth, wie er so die schöne Prinzessin in den Armen hielt; aber doch dachte er gleich wieder an die Meta und wie er wohl um die Heirath mit der Prinzessin herumkommen könnte.

Das Männlein führte sie jetzt wieder hinunter in den schönen Saal und sprach dort zum Weihnachtsbub:

„Du hast dir hier unten Freunde erworben, wenn du in irgend einer Verlegenheit bist, so komme nur wieder zu uns, wir werden dir gewiß rathen und helfen, so gut wir können.“

Ihr werdet jetzt in einem Korb, in welchem ein Strick liegt, hinauffahren, du und die Prinzessin, deine Braut. Und hier hast du ein Stäbchen, mit dem mußt du unten am Glockenthurm auf den Boden schlagen, wenn du wieder zu uns willst, grade vor der kleinen Eingangsthür. Alsdann wird sich der Boden aufthun, und deine Brüder müssen dich in dem Korbe am Strick herablassen und den Strick oben festmachen. Der Strick wird zwar lange nicht reichen, aber der Korb macht sich los und trägt dich zu uns herunter und wieder hinauf bis zum Strick, und dann müssen deine Brüder dich wieder emporziehen.“

Als er das gesagt hatte, ließ er den Korb herbeibringen, und der Weihnachtsbub stieg mit der Prinzessin hinein. Dann kamen all die anderen grauen Männlein heran und verabschiedeten sich herzlich und schenkten ihnen Gold und Edelsteine, so viel sie nur tragen konnten; und zu dem Weihnachtsbub sagten sie, er solle nur kommen und mehr holen, so oft er wolle. Zuletzt gab das graue Männlein, das den Führer gemacht hatte, ein Zeichen, und da fuhren sie blitzschnell in die Höhe und standen auf einmal vor der kleinen Thür am Glockenthurm, ohne daß sie recht wußten, wie sie dahingekommen waren.

„Jetzt wollen wir schnell unsere Schätze verwahren,“ sagte der Weihnachtsbub zu der Prinzessin und ging mit ihr in den Glockenthurm.

Als sie wieder hinaustraten, schauten sie sich um und gewahrten, wie sich alles verändert hatte. Rings um das Schloß herum waren schöne, wohlgepflegte Gärten mit den herrlichsten

Blumen, und das Schloß selbst sah aus wie neu gebaut, und sie sahen und hörten, daß viel Gesinde und Dienerschaft da war.

Sie gingen nun nach der großen Thür, über der früher die Worte gestanden hatten, und traten in die Halle. Dort kam ihnen eine alte Dienerin entgegen; und wie sie die schöne Prinzessin sah, in ihrem prachtvollen Geschmeide, grüßte sie sehr ehrfürchtig und sprach:

„O wie schade, daß die Herrschaften nicht zu Hause sind. Der Älteste, der Herr Leopold, macht heute grade Hochzeit mit der Tochter des Königs, und deswegen sind die Herren beide zur Stadt gefahren.“

„Ei,“ antwortete der Weihnachtsbub, „das trifft sich ja gut. Ich bin der Heinrich, der Pflegebruder der Herren, den sie immer den Weihnachtsbub nannten; und diese schöne Prinzessin hier bringe ich mit, die ist vor hundert Jahren die Herrin im Schloß gewesen und ist verzaubert worden, und ich habe den Zauberbann von ihr genommen; jetzt erzähle du uns, wie sich hier alles zugetragen hat.“

Da traten sie in ein Zimmer, und die Dienerin erzählte:

„Vor zwölf Jahren kamen die Herren in dieses Schloß, mit einem Dritten, ihrem Pflegebruder. Der blieb eines Tages allein zu Hause und sollte mit der Schloßglocke läuten, wenn es Zeit wäre zum Mittagessen. Da aber die Mittagszeit herumging, ohne daß sie die Glocke hörten, eilten sie heim, um zu sehen, ob ihm nicht ein Unglück zugestoßen wäre. Als sie aber im Schloß ankamen, war von dem Bruder nichts zu sehen; er war spurlos verschwunden, wie von der Erde ver-

schluckt, und soviel sie auch suchten, fanden sie nicht das geringste Zeichen, ob er fortgegangen, oder wo er sonst geblieben war.

Gerade am nächsten Tage kam ein Bote des Königs vor das Schloß geritten und fragte, ob jemand darin wohnte, denn Köhler hatten in der Ferne das Glockengeläut gehört und hatten davon erzählt.

Da riefen die Brüder zum Fenster hinaus, daß sie schon etliche Wochen im Schloß wohnten, und dann sagte der Bote sie sollten noch ein halbes Jahr darin bleiben, dann werde der König selber kommen und sie besuchen.

Und nach einem halben Jahr kam der König, und dann wurde den Herren und dem Pflegebruder, falls er wiederkommen sollte, das Schloß zugesprochen mit all dem großen Besitz, der dazugehörte. Auch ehrte der König sie sehr, weil sie den Zauberbann gebrochen hatten, der die ganze Umgegend so lange gedrückt hatte. Und weil sie die reichsten und mächtigsten Herren im ganzen Lande waren, verlobte er dem ältesten seine Tochter, als sie herangewachsen war, und heute ist die Hochzeit."

"So wollen wir die Hochzeit feiern helfen," sagte der Weihnachtsbub, und fuhr sogleich mit der Prinzessin nach der Stadt.

Da war nun das Staunen und die Freude groß, wie auf einmal der Weihnachtsbub an der Hochzeitstafel erschien und die schöne Prinzessin mitbrachte, die hundert Jahr verzaubert gewesen war.

Als aber die Hochzeit zu Ende war, kehrten sie alle in das Schloß zurück, und nach ein paar Tagen fragte der Weihnachtsbub die Brüder, wie es denn mit den Eltern und Meta stände.

„Ach,“ antworteten sie, „um die haben wir uns noch nicht bekümmern können, bis zu denen ist es ja viel zu weit.“

„Oh,“ sagte der Weihnachtsbub, „habt ihr die so vergessen in Euren Glück; habt ihr denn auch nicht zu ihnen geschickt, daß sie wenigstens nicht Noth leiden?“

„Ach,“ antworteten sie wieder, „bis zu denen ist es ja viel zu weit.“

„Nun,“ sagte der Weihnachtsbub, mir ist es nicht zu weit bis zu ihnen; ich habe die große Wanderung und all die Gefahren bloß auf mich genommen, damit ich meinen Pflegeeltern mich dankbar bezeigen kann; und eure Schwester Meta will ich heirathen, daß ihr es wißt.“

„Das geht ja nicht,“ entgegnete der Rudolph, „du mußt ja die Prinzessin heirathen, von der du den Zauberbaum genommen hast.“

„Das ist doch noch nicht ganz gewiß,“ sagte der Weihnachtsbub, „vielleicht läßt sich noch ein Ausweg finden; ich will noch einmal in die Unterwelt hinab zu den grauen Männlein; die sind sehr klug und vermögen sehr viel, vielleicht können sie mir helfen.“ Und dann sagte er ihnen, daß sie ihn hinablassen sollten und wie sie es machen müßten.

„Weihnachtsbub,“ entgegneten da die Brüder, „hast du denn noch nicht genug Wunderbares und Schreckliches erlebt?“

„Bleibe doch in unserem schönen Schloß und sei zufrieden, wie wir es auch sind.“

„Ich bin nicht eher zufrieden,“ sprach der Weihnachtsbub, „als bis ich die Eltern hierher gebracht und die Meta geheirathet habe; also thut, wie ich euch gesagt habe.“

Da ließen sie ihn hinab, und unten traf er sogleich das graue Männlein, das sein Führer gewesen war, und sprach zu ihm:

„Ich habe die Meta zu lieb und möchte die Prinzessin nicht heirathen; sie ist auch viel zu groß und schön für mich und paßt viel besser zum Rudolph, der ein schöner, starker Mann ist. Auch möchte ich so gern die Pflegeeltern im Schloß haben, daß sie an unserem Glück theilnehmen; aber die große Reise können sie nicht wohl machen ohne viele Noth und Gefahr; gibt es denn gar kein Mittel, daß alles geschieht, wie ich es möchte und wie es doch auch wohl recht ist?“

„Das kommt auf Glück an,“ antwortete das Männlein; „wenn du jetzt wieder oben bist, so sage zum Rudolph, daß er der Prinzessin ohne weiteres um den Hals fallen und ihr sagen soll, daß er sie heirathen möchte; der wird sich wohl nicht lange besinnen. Sagt sie dann ja, so darf er sie heirathen. Dann laß sogleich die Hochzeit ausrüsten, und wenn die vorüber ist, so komme wieder an den Glockenthurm früh Morgens und klopf mit dem Stäbchen, so werde ich hinauf kommen, und dann wollen wir sehen, daß wir deine Pflegeeltern herbekommen.“

Sobald nun die Brüder den Weihnachtsbub wieder herauf-

gezogen hatten, sagte er zum Rudolph, daß er die Prinzessin fragen sollte. Der war sehr damit zufrieden, denn ihm gefiel die schöne Prinzessin ausnehmend; und wie er sie fragte, da sagte sie richtig ja.

Nun wurde die Hochzeit im Schloß gefeiert; und als das Fest vorüber war, ging der Weihnachtsbub an einem Morgen an den Glockenthurm und klopfte.

Da stand plötzlich das graue Männlein neben ihm; es sah aber so possirlich aus, daß er laut auflachen mußte. Er stach bis an den Leib in großen Stiefeln, und die waren so weit, daß es ausah, als stände er mit jedem Bein in einem Faß; und in jeder Hand hielt er noch einen solchen Stiefel.

Wie er den Weihnachtsbub lachen sah, wurde er auch lustig und sprang kerzengrad in die Höhe, so hoch wie der Glockenthurm, und strampelte dazu mit den kleinen Beinchen in der Luft herum, daß der Weihnachtsbub sich schier ausschütten wollte vor Lachen.

Bald aber ward er wieder ernst und hieß ihn die Stiefel, die er in der Hand trug, anziehen und sprach:

„Die Stiefel, die du jetzt anhast, wie die meinigen, sind Stundenstiefel; wenn wir jetzt von hier fortgehen, sind wir in einer Stunde bei dem Häuschen im Walde.“ Dann faßte er ihn bei der Hand, und sie sausten davon, daß dem Weihnachtsbub Hören und Sehen verging, und in einer Stunde waren sie richtig bei dem Häuschen.

Sie fanden die Pflügeeltern frisch und gesund, und Meta war noch eine sehr schöne Jungfrau.

Es sollte nun wohl an ein langes Fragen und Erzählen gehen, aber das Männlein drängte und sagte, es hätte keine Zeit; und zum Mann sagte er, er sollte sich auf seine rechte Schulter setzen und die Frau auf seine linke, daß er sie forttrüge.

Und da die ihn nun auslachten, weil sie glaubten, daß er Spaß machte, wurde er sehr zornig und stampfte mit dem Fuß auf, das das ganze Haus zitterte. Der Weihnachtsbub aber sprach zu den Eltern:

„Oh, verzürnt nur den nicht, das ist unser bester Freund, und thut beiseite alles, was er euch sagt.“

Da setzten sie sich auf seine Schultern, und der Weihnachtsbub nahm die Meta huckepack, und dann sausten sie davon und waren in einer Stunde wieder beim Schloß; dort verschwand das Männlein mit den Stiefeln.

Der Weihnachtsbub behielt jetzt die Pfllegeeltern bei sich und heirathete die Meta, und dann lebten sie alle in Freude und Glückseligkeit noch lange Zeit.

